



„Supermarkt der Gefühle“ oder „Einfach mal abschalten“ — alles bewegt sich nach demselben Rhythmus. Diese Discothek in Kempen bietet Platz für 6 000 Gäste.

Foto Quack

### Großraum-Tanzpaläste setzen in der Unterhaltungsbranche neue Maßstäbe

## Die Disco ist nicht totzukriegen

„Die Disco ist tot! Es lebe die Disco!“ Allen Unkenrufen zum Trotz hält sich im schnelllebigen Karussell der Unterhaltungsindustrie eine Branche, die — obwohl schon immer umstritten — seit beinahe 30 Jahren die Entwicklung der jungen Generationen begleitet hat. Umfragen und Statistiken belegen, daß 45 Prozent der Jugendlichen Erfahrungen in Discotheken gesammelt haben. Nach einer Verbraucheranalyse von 1986 gehen 72,5 Prozent der 14- bis 29-jährigen gerne in die Tanzpaläste des Landes und verhehlen den Betreibern damit zu einem Jahresumsatz, der momentan bei zwei Milliarden Mark liegt.

Klang- und Körpererlebnis im Sound der Zeit, Selbstdarstellung, hautnahe Tanzuelle und „Gruppenfeeling“ auf dem Disco-Parkett: In künstlichen Nebelwäldern, von Laser- und Lichtblitzern umzuckt, tauchen die Alltags-Aussteiger in die Welt des schönen Scheins und geben sich, auch wenn John Travolta schon fast Legende ist, dem „Saturday-Night-Fever“ hin.

#### Der ständige Karneval

Exhibitionisten und Disco-Queens, wahre und Möchtegern-„Yuppies“ in Anzug und Krawatte, Drop-Outs und Freaks, schüchterne Eckensteher und Voyeure geben sich allabendlich, aber besonders an den Wochenenden, ein Spielchen in einer der 5000 deutschen Discotheken. „Ein Ganzjahres-Karneval“ der ausgiebigen Freiräume, veranstaltet von sonst sehr normalen Jugendlichen, kommentiert der Freiburger Ethnologe Werner Mezger. In den Büchern „Jugend in Trance“ und „Disco-Kultur“ hat er sich mit Besuchern der modernen Musiktempel beschäftigt. Danach suchen im „Supermarkt der Gefühle“ nach wie vor einige nach dem schnellen Glück zu zweit. „Annaher“ und „Aufreißer“ sind allerdings „out“, die meisten wollen nur gut unterhalten werden. Nach Mezger ist die Disco nicht mehr der Platz der jungen marihuana-rauchenden und ihre Eltern schreckenden „Soul-Rebels“ wie gegen Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre, sondern mittlerweile etabliertes Multi-Media-Center für Schüler, Studenten, Azubis, Erwerbstätige und Arbeitslose — und bisweilen auch für deren Eltern. Einmal in der Woche brauchen sie laut Musik, harte Rhythmen, Maskerade und „Action“ — als Atempause für die nächste 40-Stunden-Woche.

Tina (22), von Beruf Zahnarzthelferin, zieht ihre Augenbrauen nach, korrigiert das aufgelegte Rouge und

den grellen Disco-Fummel und wirft sich wieder in das berauschende Gemisch aus hämmernden Sound-Kaskaden und wilden Lichtblitzen. Es ist ihr Abend: Der weiße Dienstkittel, Mundtuch, Bohrer und Amalgam-Füllungen liegen in weiter Ferne.

#### Platz für 6000 Gäste

Tina gehört zu den Stammgästen des „KK-Centers“ in Kempen. Die vor einem halben Jahr eröffnete „Hyper-Disco“ vor den Toren Krefelds ist nicht der Tanzschuppen um die Ecke oder irgendeine „Dorf-Tanze“, sondern mit 5400 Quadratmetern Nutzfläche auf zwei Etagen und einem Fassungsvermögen von 6000 Gästen das derzeit wohl größte Etablissement seiner Art im Bundesgebiet. „KK“ gilt als „Trendsetter“ der Großdisco.

In einem Industriepark gelegen und verkehrsgünstig angebunden (Lärmbelastungen von Anwohnern sind weitgehend ausgeschlossen), bietet das Haus seinem Massenpublikum nicht nur 1700 Parkplätze. Um die große, klimatisierte und über beide Etagen reichende Disco im Zentralbereich (28x18 Meter Tanzfläche; 300 000 Mark teure „Beschallungsanlage“ mit 30 000 Watt Leistung; atemberaubendes Licht- und Laser-

Equipment) gruppieren sich sternförmig alle anderen Einrichtungen. Vom italienischen Restaurant bis zur Imbübude, vom exotischen Karibik-Treff bis zum rustikalen Biergarten, von der zweiten, kleineren Twer-Disco, in der internationale Soul-, Rock- und Pop-Hits, Oldies und deutsche Schlager als Kontrast zum aktuellen Sound der Hauptdisco gespielt werden, bis zur VIP-Lounge für betuchtere, meist auch ältere Gäste reicht das Angebot im Parterre.

Zwölf Pool-Billard, Spielautomaten und „Kicker“ sollen in der ersten Etage den Spieltrieb der Besucher befriedigen. 120 Beschäftigte, darunter 18 Festangestellte, sorgen zwischen 20 und 5 Uhr für reibungslose Bedienung. Mit überall geltenden Verzehrkarten (freitags 10, samstags 15 Mark Mindestverehr, VIP-Karte 100 Mark) wird bargeldlos und bequem, aber auch konsumfördernd, bestellt — am Ausgang wird bezahlt. Es gibt Preisausschreiben, Autoversicherungen und zwei Kosmetikerinnen im speziell gestylten Vorraum der Damentoilette für das leicht lädierte Make-Up der Disco-Queens. Live-Auftritte — Joe Cocker war da, aber auch der deutsche Schlagerstar Nino de Angelo — und

Veranstaltungen wie die „Miss Niederrhein-Wahl“ im letzten Oktober mit grandiosen Echo (über 8500 Besucher) sollen Abnutzungseffekte wettmachen. Manche Besucher freilich kritisieren die „Gigantomanie“ der Großraumdisco. Die 19-jährige Schülerin Silke aus Wachtendonck etwa sagt: „Alles hier ist durchrationalisiert, wirkt unpersönlich und steril.“

Als „Multifunktionsbetriebe“ oder Discotheken der vierten Generation bezeichnet Wilhelm Linden, Geschäftsführer des Bundesverbandes Deutscher Discotheken- und Tanzbetreiber (BDDT), die seit Beginn des Jahrzehnts vor allem im Umfeld von Großstädten angesiedelten „Kommunikationszentren“ der Superlative. Auch das „E-Dry“ in Geldern oder das „Tam-Center“ in Bochum bieten ähnliche Unterhaltung unter einem Großdach.

Chris Howland und Camillo Felgen, die „Urväter“ der Discjockeys aus den 60er Jahren, wurden wohl blaß werden, wenn sie heutigen „DJs“ und „Light-Jockeys“ an ihren Mischpulten und Technik-Batterien über den durcheinanderwühlenden Tanzgästen thronen und moderieren sähen. Gleichgültig ist allerdings die enorme Bedeutung des in der Regel gutbezahlten „Plattenaufflegers“. Seine Ausstrahlung und Entertainer-Qualitäten entscheiden oft ebenso über den Bestand einer Discothek wie gekonntes Management, betriebswirtschaftliches Know-How und gute PR-Arbeit.

#### Noch 5000 Discotheken

Da vor allem kleinere Discos diesem Konkurrenzdruck kaum standhalten können, wundert es nicht, daß nach Angaben des Deutschen Hotel- und Gaststättenverbandes (DEHOGA) jährlich 25 Prozent aller Discotheken ihren Besitzer wechseln und die Zahl der Tanzpaläste rückläufig ist. Dazu Klaus Quirini, Geschäftsführer der in Aachen ansässigen Deutschen-Discotheken-Union (DDU): „Ende der 70er Jahre hatten wir etwa 8000 Discotheken im Lande, heute sind es noch 5000.“ „Pillenknick“ und die Jugendarbeitslosigkeit machen sich bemerkbar, manche Disco ist nur noch am Wochenende geöffnet. Doch negative Zukunftsprognosen und Abgesangene gehören genauso zur 30-jährigen Geschichte der Discotheken wie die vielen Fans, die als Jünger der Popmusik immer wieder massenhaft den Weg zu ihrem „Sound-Tempel“ finden: Die Disco verändert zwar fortwährend ihr Gesicht, ist aber nicht totzukriegen.

JOACHIM POLZIN



Das „Saturday-Night-Fever“ immer wieder neu.

Foto Werner Gabriel

### Analphabeten in Deutschland

## Als Unterschrift genügen drei Kreuze

200 000 erwachsene Bundesbürger sind nach zurückhaltenden Schätzungen der UNESCO nicht imstande, ihren eigenen Namen zu Papier zu bringen. Ausgangs des 20. Jahrhunderts, 67 Jahre nach Einführung der allgemeinen Schulpflicht, unterzeichnen sie Dokumente noch mit drei Kreuzen. Deutsche Sprachwissenschaftler vermuten gar, daß diese Gruppe eine halbe Million Menschen umfaßt. Viel höher noch ist die Zahl der Männer und Frauen, die Sonderangebotsschilder im Kaufhaus nicht lesen oder einfache Rubriken in Fragebogen nicht ausfüllen können. Die Schätzungen schwanken hier zwischen 300 000 und drei Millionen. Dies auch deshalb, weil Analphabeten in Deutschland in keiner Statistik auftauchen. Analphabeten — eine stille Minderheit im Lande. Erst dem Adolf-Grimme-Institut in Marl und dem Mannheimer Institut für Deutsche Sprache war es zu verdanken, daß die Bemühungen um eine Alphabetisierung der Erwachsenen verstärkt wurden. Seitdem suchen auch einige Dritte Fernsehprogramme — allein vor der Westdeutsche Rundfunk — mit viel Bildschirm-Prominenz bei den Schriftverweigerern Bildungshunger zu wecken.

Fast 30 Jahre lang hatte keiner etwas gemerkt: Werner W. galt an seinem Arbeitsplatz, einem pfälzischen Weinbauinstitut, als fleißiger und geradermüsteriger Gartenbauarbeiter. Seine Vorgesetzten wollten den Musterarbeiter anlässlich des 30. Dienstjubiläums besonders ehren: Der nun 48-jährige sollte Leiter eines kleinen Versuchswingens werden. Doch der schlug die Beförderung, die ihm auch 700 Mark mehr Lohn gebracht hätte, schlichtweg aus.

Erst nach zähen Gesprächen unter vier Augen gelang es dem Direktor des Instituts schließlich, der Ursache für den Verzicht auf den Grund zu kommen. Als Gutachter und Vorgesetzter mehrerer Mitarbeiter hätte Werner W. nicht nur Anweisungen seines Chefs lesen, er hätte auch selber Berichte schreiben müssen.

Mindestens 200 000 Genau daran aber haperte es: Werner W. konnte so eben noch seinen eigenen Namen lesen und schreiben, mehr ging nicht. Und er war überzeugt davon, daß es weit und breit niemand mit dem gleichen Mangel gäbe. Deshalb hatte er auch in der Vergangenheit nie einen Versuch unternommen, dem Mangel abzuwehren.

Daß der Gartenbauer sich selbst als so absonderlichen Ausnahmefall betrachtete, mit wenig Hoffnung auf eine Veränderung zum Positiven, entspricht durchaus landläufiger Volksmeinung. Dem Volk der Dichter und Denker ist es schier unfaßlich, daß es Zeitgenossen geben soll, denen Buchstaben und Zahlen böhmische Dörfer sind. Da die Betroffenen zudem aus Angst und Scham schweigen, lassen sich exakte statistische Zahlen nur schwer erheben. Es gibt allenfalls Schätzungen und Hochrechnungen. Als seriös, wenn auch vermutlich immer noch schmeichehaft, gelten die von der UNESCO herangezogenen Daten: Danach zählen in der Bundesrepublik zwischen einem und dreieinhalb Prozent der Bevölkerung über zehn Jahre zur Gruppe der Analphabeten. Die unterschiedlichen Werte ergeben sich aus ebenso unterschiedlichen Definitionen, was denn nun zum Analphabetismus rechnet. Zählt man alle Männer und Frauen zusammen, die alle Schriftstücke nur mit drei Kreuzen auszeichnen können, dann bleiben mindestens 200 000. Nach der UNESCO-Definition sind aber auch diejenigen Buchstaben, die „bis auf einige Buchstaben, wie Namen und Adressen, nicht lesen und schreiben können“.

Zurück zu Werner W. Ihm konnte geholfen werden. Mit anderthalbjähriger Verspätung kam er doch noch zu der verdienten Beförderung. In diesen 18 Monaten druckte der Endvierziger noch einmal die

Schulbank — in einem Alphabetisierungs-Kurs der Koblenzer Volkshochschule. Dort begann er wie ein i-Dötzchen mit mühevollen Schreib- und Leseübungen: Buchstabe für Buchstabe. „Hätt der Chef net so gedrängt, ich hätt das nie angefangen“.

Listig und trickreich sind Analphabeten, wenn es darum geht, ihre Schwäche zu verbergen. Da gibt es Bewerber, die zu schriftlichen Tests mit einem „eben gebrochenen Handgelenk“ anrücken; Bankkunden ohne Schriftverständnis bitten den Schalterangestellten, den Kontoauszug vorzulesen, weil sie gerade jetzt ihre Brille verlegt hätten. Selbst der Fall eines Fahrschuldülers ist bekannt, der sämtliche theoretischen Fragen samt ihrer grafischen Anordnung so ins Gedächtnis aufgenommen hatte, daß er mühelos alle Antworten richtig ankreuzte.

#### „Zug abgefahren“

Die Ursachen für den Analphabetismus liegen oft nicht so klar auf der Hand wie bei Werner W.: 1936 geboren, geriet er mit seiner Einschulung mitten in den Bombenkrieg. Von einem geregelten Schulbesuch konnte keine Rede sein. Bei Kriegsende mußte er der verwitweten Mutter bei der Pflege seiner jüngeren Geschwister zur Hand gehen. Danach war, wie er meint, „der Zug abgefahren“. Als Halbwüchsiger war seine körperliche Arbeitskraft gefragt zur Aufbebung der Familienkasse.

Neben Kriegs-Vertriebungs- und „Aussiedler-Schicksalen“ ist auch folgender Weg in den Analphabetismus nicht selten: Doris L., Fabrikarbeiterin und Mutter dreier Kinder, war als jüngstes von sechs Kindern eingeschult worden. Trotz durchschnittlicher Begabung hatte man sie kurzerhand in die Sonderschule geschickt — weil dort auch ihre älteren Geschwister waren. Zwar lernte sie oberflächlich lesen und schreiben, aber mangels weiterer Übung vergaß sie ihre Kenntnisse nahezu ebenso schnell. Als sie schließlich aus der Schule entlassen wurde, war sie eben imstande, ihren Namen und die ihrer Geschwister zu schreiben.

Die Volkshochschulen sind nahezu flächendeckend angetreten, auch die letzten Alphabetisierungs-Lücken zu schließen. Der Anstoß ging Mitte der siebziger Jahre von einigen Ruhrgebietstädten aus, in denen die Analphabeten-Quote auch aus historischen und sozialpolitischen Gründen immer erheblich über dem Bundesdurchschnitt lag. Aber der erste Versuch, alle Bundesbürger zu Lese- und Schreibkundigen zu machen, scheiterte nicht nur an der Möglichkeit, alle Alphabet-Verweigerer zu erfassen, sondern mehr noch an anderen, nüchternen Erwägungen der Bildungsforscher: Die hatten zu ergründen versucht, woran es den Analphabeten denn eigentlich mangle. An gar nichts, so lautete das verblüffende Resultat. Nahezu alle bisherigen Teilnehmer an entsprechenden Kursen gaben übereinstimmend ins Forscher-Protokoll, daß ihnen — für den gewöhnlichen Zeitungs- und Buchkonsumenten ein wahrer Gruel — kaum je das Gefühl einer Lücke gekommen war.

Nicht lebenswichtig Daraus und aus der weiteren gleichfalls überraschenden Feststellung, daß sich die Analphabeten außer in eben dieser einen Bildungsschwäche in nichts vom Normalbürger unterscheiden, resümierten die Wissenschaftler schließlich, daß der Umgang mit dem Schriftlichen offenkundig nicht zum überlebensnotwendigen Rüstzeug gehört. In der Tat ist trotz eines hochentwickelten und alle Bevölkerungsteile umfassenden Schulsystems mit einer Zunahme des „verborgenen“ Analphabetismus zu rechnen, wie das Adolf-Grimme-Institut vermutet. Möglich, daß dann ein schon im Mittelalter und heute noch in orientalischen Ländern mäßig honorierter, aber verbreiteter Beruf eine neue Blüte erlebt: der Vorleser.

WILFRIED K. MEISTERBURG